

Bis vor kurzem war die Reinheit der jüdischen Rasse ein fast unbestrittenes Dogma; denn nicht nur in Laienkreisen, sondern auch unter den Anthropologen war die Ansicht ziemlich allgemein verbreitet, daß die Kinder Israels den von ihnen vertretenen semitischen Typus von Vermischung mit anderen ethnischen Elementen frei erhalten und daß dieselben vermöge der Jahrtausende hindurch fortgesetzten Isolirung und Abgeschlossenheit diese Stammesreinheit bis auf den heutigen Tag bewahrt hätten. In seiner verdienstvollen Abhandlung: „Zur Volkskunde der Juden“¹ erkennt Richard Andree zwar die Thatsache an, daß in den ältesten Zeiten Mischungen der Juden mit anderen Völkern stattgefunden haben; der besagte Autor spricht aber zugleich seine Ansicht dahin aus, „daß diese Beimischungen von dem unverwüßlich scheinenden Stamme völlig überwunden und derart aufgeschlürft worden seien, daß das allgemeine homogene Gefüge darunter nicht litt und der monumentale Hebräerthypus in Körper und Geist stets siegreich wieder aus der Mischung hervorging“. Weiterhin bemerkt der nämliche Gelehrte: Die sämtlichen Mischungen mit heidnischen Weibern, welche in den ältesten Zeiten in Vorderasien stattfanden, konnten in Bezug auf den körperlichen Habitus der Juden um deswillen keine sehr wesentliche Aenderung hervorbringen, weil es meist

Semitinnen anderer Stämme waren, welche die Juden zu Weibern genommen hatten". — Soweit Richard Andree. Daß aber die in letzterem Citat ausgesprochene Ansicht heutzutage nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, daß schon vor Jahrtausenden in Palästina und Vorderasien eine intensive Vermischung des jüdischen Stammes mit einem indogermanischen Volke und wahrscheinlich auch mit Angehörigen der mongolischen Rasse stattgefunden hat, daß demnach die heutigen Juden keineswegs als jener reine Rassentypus angesehen werden dürfen, als welche man sie gewöhnlich betrachtet, — zu diesem Schlusse drängen gewisse neuere Forschungen, die uns im nachfolgenden beschäftigen werden.

Daß im heutigen Palästina die Bevölkerung eine gemischte ist, hierüber lassen die Berichte der Reisenden und Forscher, die innerhalb der letzten Jahrzehnte das heilige Land besucht haben, keinen Zweifel bestehen. Der bekannte Oxford'se Gelehrte, Prof. A. H. Sayce bemerkt,² daß er schon bei seinem ersten Besuche in Palästina überrascht war durch die beträchtliche Anzahl von blauäugigen und blondhaarigen Kindern mit heller Hautfarbe, denen er in den Städten und Ortschaften, insbesondere im gebirgigen Theile des Landes, begegnete. Diese blonden Volkselemente des heutigen Palästinas galten bis vor kurzem noch für Nachkommen von Nordenropäern, die durch die Kreuzzüge oder ähnliche Ereignisse im Mittelalter nach dem heiligen Lande verschlagen wurden. Ein ganz neues Licht ist indessen über diese blonde Bevölkerung Palästinas verbreitet worden durch die von den Engländern Osburne und Flinders Petrie in Aegypten angestellten ethnologischen Untersuchungen. Schon vor mehreren Jahren hatte der zuerst erwähnte Forscher auf die Thatsache hingewiesen, daß auf den Abbildungen der Tempel- und Gräberbauten aus der Zeit Ramses II., wie sie zu Abu

Simbel uns erhalten sind, die Schasu von Kanana (Kanaan) mit blauen Augen, röthlich blondem Haupthaar und ebenso gefärbtem Barte und Augenbrauen, und die Amaur (Amar) ebenfalls mit blauen Augen, röthlichem Haupthaar, Bart und Augenbrauen zur Darstellung gebracht sind. Da aber — so folgerte Osburne dann weiter — nach den Mittheilungen der Inschriften, bezw. der Papyrus, die Schasu von Kanana etwas südlich von Hebron wohnten, während die Amaur zweifelsohne



Stittiter.

identisch sind mit den Amoritern des alten Testaments, so unterliegt es keinem Zweifel, daß bereits im 14. Jahrhundert vor dem Beginne unserer Zeitrechnung in Palästina eine Bevölkerung von indogermanischer (arischer) Abkunft gelebt hat. Auch sind die im vorhergehenden erwähnten Schlüsse durch die von Flinders Petrie neuerdings angestellten Untersuchungen³ in vollstem Umfange bestätigt worden. Von der britischen Association der Wissenschaften damit beauftragt, Photographien und Abgüsse herzustellen von den ethnologischen Typen, welche auf altägyptischen Denkmälern uns

(715)

entgegentreten, fand er, daß auf dem Wandgemälde eines thebanischen Grabes der Herrscher von Kadesch am Drontes mit weißer Haut und hellem röthlich-braunem Haar zur Darstellung gebracht ist. Nun war Kadesch die südliche Hauptstadt der Hittiter (Chittiter oder Kheta), nachdem dieses Volk Syrien erobert hatte; aber die altägyptischen Inschriften bezeichnen diese Stadt als „im Lande von Amaur gelegen“, und daß der in dem besagten Grabe dargestellte Herrscher von Kadesch von amoritischer Herkunft gewesen sein muß, dieser Schluß ergibt



Amoriter.

sich aus der Thatsache, daß die Hittiter auf den Wandgemälden Aegyptens mit gelber oder orangefarbiger Haut, dunklem Haar und dunklen Augen, sowie mit häßlichen Gesichtszügen und anderen sogleich zu erörternden Eigenthümlichkeiten dargestellt sind. Im Gegensatz zu der soeben erwähnten Erscheinung der Hittiter treten uns die Amaur (Amoriter) auf den von Flinders Petrie reproduzirten Wandgemälden und Skulpturen als ein durch körperliche Schönheit sich auszeichnendes Volk mit sub-aquilinen Nasen und nach unten spitzulaufendem Kinnbart entgegen. Bart und Haupthaar sind röthlichbraun; die Hautfarbe ist nach dem letzterwähnten Gelehrten ein auf die Einwirkung

(716)

der Sonne zurückzuführendes Rosaroß,⁴ unter dem jedoch der helle Grundton der Hautfärbung deutlich hervortritt. Die in Rede stehenden Darstellungen lassen auch die hohe Statur, das regelmäßige Profil (charakterisirt insbesondere dadurch, daß der Nasenrücken als eine Fortsetzung der etwas schräg nach vorn abfallenden Stirn erscheint) und die überaus energischen und martialischen Züge dieser Bevölkerung deutlich erkennen.

Nach den obigen Feststellungen unterliegt es also keinem Zweifel, daß, ehe noch die Israeliten Palästina in Besitz genommen hatten, ein Theil dieses Landes von einer durch hellen Teint, röthliches Bart- und Haupthaar und blaue Augen gekennzeichneten Bevölkerung, — also einer Rasse, welche die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des germanischen Zweiges der großen arischen Völkerfamilie aufwies — bewohnt war. Die Denkmäler und Aufzeichnungen Aegyptens lehren uns aber ferner, daß diese weiße, von der semitischen Bevölkerung des heiligen Landes sich wesentlich unterscheidende Rasse auch nach der Eroberung Palästinas durch die Israeliten daselbst weiter existirte. Die auf einem ägyptischen Wandgemälde aus der Epoche der 22. Dynastie zur Darstellung gebrachten Krieger, welche Shishak zur Zeit Rehobeams in seinem Kriege mit den Städten Judas zu Gefangenen gemacht hat, haben nicht jüdische, sondern amoritische Gesichtszüge. Sie haben durchaus nichts gemein mit jenen, auf dem schwarzen Obelisk von Nimrud mit deutlich ausgesprochener jüdischer Physiognomie dargestellten Männern, welche den Tribut Jehus überbringen. Es muß also noch im 10. Jahrhundert der vorchristlichen Aera das Gros der Bevölkerung im südlichen Judäa von amoritischer d. i. indogermanischer Abkunft gewesen sein, und ist es unter solchen Umständen leicht erklärlich, daß, wie oben bemerkt, noch heutzutage

in gewissen Gegenden Palästinas Reste dieser blonden Bevölkerung nachgewiesen werden können.

Wir wollen an dieser Stelle einschalten, daß der Nachweis von dem ehemaligen Vorhandensein eines Zweiges der indogermanischen Rasse im heiligen Lande für die anthropologisch-urgeschichtliche Forschung auch insofern von hohem Interesse ist, als durch dieselbe für gewisse Thatfachen, die man sich bisher nicht recht zu erklären wußte, eine Erklärung geliefert wird. Jene weiße Rasse des alten Palästina steht, wie Sayce hervorhebt,⁵ im engsten Zusammenhang mit jener, ehemals in Nordafrika weit verbreiteten weißen Bevölkerung, als deren Ueberreste zufolge den Mittheilungen von namhaften französischen Gelehrten die Kabylenstämme Algeriens zu betrachten sind. Während man noch vor einigen Jahren die durch hohe Statur und hellen Teint, sowie durch ihren persönlichen Muth und ihre Vorliebe für Freiheit und staatliche Ordnung sich auszeichnenden, im Tiefland weniger gut, als in den Gebirgsgegenden gedeihenden Kabylen als Nachkommen der über die iberische Halbinsel nach Nordafrika eingewanderten Vandalen betrachtete, haben neuere Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht, daß jene weiße Bevölkerung Nordafrikas, deren letzte Reste uns in den Kabylenstämmen entgentreten, bereits seit den späteren Abschnitten der neolithischen Periode (jüngeren Steinzeit) die südlichen Küstländer des Mittelmeeres bewohnt. Sayce hält die besagte Bevölkerung für identisch mit den Libyern des Alterthums, während Flinders Petrie auf die Uebereinstimmung hinweist, welche die auf altägyptischen Skulpturen und Gemälden zur Darstellung gebrachten Thahennu von Nordafrika hinsichtlich ihrer Gesichtszüge mit den Amoritern zu erkennen geben. Durch den Nachweis von dem ehemaligen Vorhandensein einer den Indogermanen stammverwandten Bevölkerung in Nordafrika erklärt sich auch aufs ungezwungenste die von mehreren Forschern festgestellte

Thatsache, daß die Guanchen, jene ausgestorbene Bevölkerung der kanarischen Inseln, welche gegenwärtig nur noch vermischt mit anderen ethnischen Elementen in den heutigen Bewohnern der Kanaren fortlebt und deren Skelettreste aus den Höhlen von Gran Canaria und Teneriffa zu Tage gefördert werden, — daß diese Guanchen hinsichtlich ihrer Schädelbildung, Statur und anderer körperlicher Eigenthümlichkeiten eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit den Germanen aufweisen. Jene ehemalige weiße Bevölkerung Nordafrikas, als deren Reste die Kabylenstämme zu betrachten sind, hat sich — so muß jetzt als höchst wahrscheinlich angenommen werden — entlang dem Nordrande des Kontinents nach Westen ausgebreitet und hat auch, von der Westküste des heutigen Marokko nach den Kanaren übersehend, diese Inseln in Besitz genommen. Eine ganz besondere Stütze erhält die Theorie von dem ehemaligen Vorhandensein einer weißen, den Indogermanen nahe verwandten Rasse in Nordafrika und Palästina ferner noch durch die Verbreitung gewisser vorgeschichtlicher Grabdenkmäler in den besagten Gebieten. Jene unter dem Namen der „Dolmen“ allgemein bekannten, aus drei oder mehr mächtigen Steinplatten, die entweder zur Form einer Grabkammer oder eines Steintisches (Menhir) zusammengestellt, mitunter auch als „Steinfreise“ (Cromlech) placirt sind, bestehenden prähistorischen Grabmonumente finden sich übereinstimmend in Nordafrika und Palästina, und zwar in letzterem Lande hauptsächlich östlich vom Jordan, also in jenem Gebiete, wo die von Amoritern begründeten Königreiche Basan und Geshbon einst bestanden haben. Auch ist im Hinblick auf die von Faidherbe und Anderen nachgewiesene Thatsache, daß eine zusammenhängende Reihe dieser merkwürdigen prähistorischen Monumente von den britischen Inseln über Frankreich (wo sie insbesondere in der Bretagne in großer Anzahl vertreten sind) durch Spanien, Marokko, Algerien, Tunis und Tripolis bis

nach Syrien und Palästina sich hinzieht, — im Hinblick auf diese Thatsache ist schon vor mehreren Jahren, ehe man noch von dem ehemaligen Vorhandensein einer indogermanischen Bevölkerung in Nordafrika und Palästina auch nur die geringste Idee hatte, von seiten namhafter Forscher die Vermuthung ausgesprochen worden, daß die Gemeinsamkeit und bemerkenswerthe Uebereinstimmung in der Konstruktion dieser Grabdenkmäler auf verwandtschaftliche Beziehungen zwischen der Bevölkerung dieser Gebiete hindeute.

Was speciell die Wohnsitze anlangt, welche die indogermanische Bevölkerung im alten Palästina inne hatte, so lehren uns die im alten Testamente enthaltenen Nachrichten, daß die Amoriter zu einer gewissen Zeit jene Gebirgsgegend bewohnten, welche von Kadesch im Norden bis an den Rand der südlich von Judäa gelegenen Wüste sich erstreckt, und daß dieselben östlich vom Jordan die zuvor erwähnten Königreiche Basan und Heschbon gegründet haben. Ehe sie nach Palästina gelangten, scheinen sie ihre Wohnsitze in der Euphratebene gehabt zu haben; die in den assyrischen Keilschriften uns überlieferten Namen der westlich vom Euphrat gelegenen Ortschaften Beth-Ammaris und Ap-Ammaris sind nach Sayce auf die Amoriter zurückzuführen. Nach Tomkins⁶ sind sowohl die Gibeoniter, wie die Anakim des alten Testaments, als Zweige des großen Amoriterstammes aufzufassen. Die Herrschaft des letzteren scheint sich zu einer gewissen Zeit über den größten Theil Palästinas erstreckt zu haben; später wurden die Amoriter durch die vorbringenden Stämme der Moabiter, Ammoniter und Edomiter aus dem größeren Theile des von ihnen besetzten Gebietes vertrieben. Der Name „Horiter“, welcher ihnen in Edom beigelegt wurde, wird von Sayce als „weiße Männer“ übersetzt. Eine Stelle im Pentateuch (Numei XIII., 29) besagt ausdrücklich, daß, ehe noch die Israeliten das gelobte Land in

Besitz nahmen, das Küstengebiet und das Thal des Jordans im Besitze der Kanaaniter, das unmittelbar angrenzende Gebirgsland aber im Besitze der Hittiter und Jebusiter — welche letztere nach einer Stelle im Buche Ezechiel als eine aus der Kreuzung von Hittitern und Amoritern hervorgegangene Mischrasse aufzufassen sind — sich befunden hat. Wegen der hohen Statur, die sie mit anderen Angehörigen der indogermanischen Rasse gemein haben und die, wie bereits erwähnt, auch auf den altägyptischen Wandgemälden und Skulpturwerken zur Geltung kommt, werden die Amoriter von den Juden mit dem Buchse der Ceder verglichen, und es wird bemerkt, daß neben ihnen die Völker von semitischem Geblüt „unansehnlich wie Heuschrecken“ erscheinen. Der wegen seiner Körperlänge berühmte König Og von Bajan darf wohl als der echte Repräsentant des durch seinen hohen Wuchs imponirenden indogermanischen Typus betrachtet werden.

Im vorgehenden wurde bereits der Hittiter gedacht, bezüglich deren die hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete der ägyptologischen und assyriologischen Forschung in der Ansicht übereinstimmen, daß die Rheta der altägyptischen Inschriften, die Rhatti der assyrischen Keilschriften und die Hittiter oder Söhne von Heth der Bibel ein und dasselbe Volk bezeichnen. Dieselben werden in der heiligen Schrift als die Bewohner des südlich von Hamah gelegenen Hebron, in den assyrischen Keilschriften aber als ein nicht unbedeutendes Volk, das bis an den Euphrat saß, bezeichnet. In Felswände eingehauene Skulpturen, welche den Hittitern zugeschrieben werden, sind an verschiedenen Punkten Kleasiens und Syriens, so vor allem im Engpasse von Karabel, in Gaur-Kaleffi (Phrygien), zu Boghaz-Köi (im alten Kappadocien), unweit Dscherabis und nahe dem zuvor erwähnten Hamah aufgefunden worden. Die Hauptstadt der Hittiter war Karchemisch, dessen Stätte man bei dem soeben

genannten Dscherabis wieder aufgefunden hat. Der Pharao Thutmosis III. hat um 1600 vor Chr. die Hittiter und ihre Stammesgenossen in langwierigen Kämpfen unterworfen und auch Thutmosis IV. hat sie bekriegt. Auf dem Gipfel ihrer Macht aber scheinen dieselben um 1370 zur Zeit Ramses II. gestanden zu haben, gegen den sie sich unter der Führung ihres Fürsten Chasfar mit einer Anzahl verwandter Stämme verbanden. Obwohl die Schlacht an den Ufern des Drontes schließlich eine für die Aegypter günstige Entscheidung herbeiführte, so scheint der Krieg doch bald von neuem entbraunt zu sein, und erst im 21. Jahre der Regierung Ramses II. kam es zu einem denkwürdigen Friedensschlusse, über den eine hochwichtige Urkunde im Tempel zu Karnak erhalten ist. — Was die Abstammung und Rassenzugehörigkeit des in Rede stehenden Volkes anlangt, — ein Punkt, der uns ganz besonders interessirt, da er für die uns beschäftigende Frage nach der Rassenmischung im Judenthum von Wichtigkeit ist, — so wurde bereits im vorhergehenden darauf hingewiesen, daß zufolge den neuerdings von Flinders Petrie angestellten Untersuchungen die Rheta auf den altägyptischen Wandgemälden mit gelbbrauner Hautfarbe, dunklen Augen und schwarzem oder dunkelbraunem Haupthaar dargestellt sind. Die zu Medinet-Habu sich findende Darstellung eines von Ramses III. zum Gefangenen gemachten Hittiter-Fürsten, ebenso wie zwei zu Tel el Yehudi unweit Heliopolis aufgefundene, gegenwärtig im britischen Museum zu London aufbewahrte Relieftplatten, welche einen Hittiter-Fürsten und eine Hittiter-Fürstin zur Darstellung bringen, zeigen eine unverkennbare Annäherung an den mongolischen Typus, die sich insbesondere durch die Breite und das Hervortreten der dem Oberkiefer und den Wangenbeinen entsprechenden Gesichtspartie zu erkennen giebt. Zu Gunsten der Theorie von der mongolischen Abstammung der Hittiter kann auch der geringe Bartwuchs und die eigenthümliche

Haartracht dieses Volkes (Zusammenfassen des Haupthaars zu einem oder mehreren Zöpfen, die im Nacken herabhängen) gedeutet werden. Wenn auch gewisse Eigenthümlichkeiten, wie sie die altägyptischen Darstellungen von Hittitern aufweisen, wie z. B. dieniedrige „fliehende“ Stirn, die verhältnißmäßig große, gekrümmte Nase und das zurücktretende Kinn, einen nicht unwesentlichen Unterschied zwischen dem in Rede stehenden Volke und dem unvermischten mongolischen Typus zu erkennen geben, so steht doch Tomkins⁷ nicht an, die auf den altägyptischen Denkmälern zur Darstellung gebrachten Rheta hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung mit den Hunnen zu vergleichen. Daß wir die Hittiter als ein Volk von mongolischer Abkunft, bezw. als eine aus der Vermischung von Mongolen und indogermanischen (amoritischen) oder semitischen Stämmen hervorgegangene Bevölkerung, zu betrachten haben, — diese Annahme erhält noch eine besondere Stütze durch den Nachweis der Thatsache, daß schon im frühesten Alterthume Völker von mongolischer Abstammung in der Nachbarschaft des von den Hittitern besetzten Gebietes ansässig gewesen sind. Wenn wir uns daran erinnern, daß zufolge der Ergebnisse, der neueren assyriologischen Forschung jene, unter dem Namen der Sumero-Akkader bekannte Urbevölkerung Babyloniens — nach den in den Keilschriften uns erhaltenen Sprachresten zu urtheilen — von turanischer, also mongolischer Abkunft gewesen ist und daß nach Lenormant auch die altmedische Sprache, sowie diejenige des alten Eufiana auf das ehemalige Vorhandensein eines Volkes von turanischer Abstammung in den betreffenden Gebieten hindeuten, wenn wir ferner den Umstand in Betracht ziehen, daß eine Anzahl von Denkmälern aus der Hyksosperiode Aegyptens, wie z. B. der von Rud. Birchow⁸ unlängst gemessene und beschriebene Sphinx von Tanis und eine neuerdings zu Bubastis ausgegrabene Statue, durch den von ihnen zur Darstellung gebrachten Mongolentypus⁹ den besagten Abschnitt

der altägyptischen Geschichte als eine zeitweilige Occupation des Pharaonenlandes durch Völker von mongolischer Abstammung erscheinen lassen, — wenn wir alles dieses in Betracht ziehen, so hat es in der That nichts Befremdendes, wenn wir auch in Palästina eine Bevölkerung antreffen, die sich durch ihre äußere Erscheinung als ein mongolischer Stamm, bezw. als eine Mischung von Mongolen mit fremden (allophylen) Rassenelementen, zu er-



Sphinx von Tanis (Monument der Hyksosperiode mit mongolischer Gesichtsbildung.)

fennen giebt.¹⁰ Was den letzterwähnten Punkt anlangt, so ist die Vermischung von Amoritern und Hittitern, wie wir oben bemerkten, aus der Bibel mit Sicherheit zu erweisen; diese Annahme erhält ferner noch eine besondere Stütze durch die Thatfache, daß auf dem oben erwähnten thebanischen Wandgemälde der hittitische Herrscher von Kadesch mit weißer Haut und hellem röthlich-braunem Haar — also mit den Körpermerkmalen der Amoriter — zur Darstellung gebracht ist, sowie

(724)

auch durch den Umstand, daß nach der gewöhnlichen Annahme die Hittiter in Kadesch eine Art Fremdherrschaft ausgeübt haben (analog derjenigen, welche bis vor kurzem die Türken auf der Balkanhalbinsel über indogermanische Völker behaupteten), und daß diese Fremdherrschaft mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß den Hittitern Weiber von amoritischer und semitischer Herkunft als Frauen und Konkubinen zur Verfügung gestanden haben.

Welchen Einfluß haben aber — diese Frage ist nun zunächst zu beantworten — jene, im vorhergehenden namhaft gemachten nichtsemitischen Völker auf die semitische Bevölkerung Palästinas ausgeübt? Daß die Israeliten im alten Palästina mit den daselbst lebenden nichtisraelitischen Volkselementen sich häufig vermischt haben, wird selbst von jenen Ethnologen zugestanden, die, wie R. Andree, für die relative Reinheit der jüdischen Rasse eintreten. Wären eheliche und uneheliche Verbindungen der Kinder Israels mit den nichtisraelitischen und zum Theil auch nichtsemitischen Völkern Palästinas nicht ein häufiges Vorkommniß gewesen, so hätten jene Bibelstellen gar keinen Sinn, in denen die Israeliten vor der Vermischung mit den fremden Völkern gewarnt werden. So heißt es im 5. Buch Mose, Kap. 7, nachdem unmittelbar vorher der Hittiter, Amoriter, Girgosit, Kanaaniter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter Erwähnung geschehen ist: „Du sollst dich nicht mit ihnen befreunden; eure Töchter sollt ihr nicht geben ihren Söhnen und ihre Töchter sollt ihr nicht nehmen euren Söhnen.“ Auch haben, was die Vermischung der Juden mit fremden Völkern anlangt, bereits die Patriarchen den späteren Generationen ein Beispiel gegeben. Hagar, die Magd Abrahams, die demselben seinen ältesten Sohn Ismael gebär, war von ägyptischer Abkunft; Isaak und Jakob waren mit aramäischen Frauen, Joseph mit einer Ägypterin verheirathet und Moses wird getadelt, weil er eine Midianiterin zur Frau genommen hatte. David ist ein Nachkomme der

Moabiterin Ruth, und von Salomo, dem Sohne der Hittiterin Bathseba, bemerkt die heilige Schrift (1. Buch Könige Kap. 1), „daß er viele ausländische Weiber, die Tochter Pharaos und moabitische und ammonitische, edomitische, zidonitische und hittitische Frauen liebte“. Auch ist jenes „viele Böbelvolf“, welches die aus Aegypten ausziehenden Israeliten begleitet hat, wohl auf ägyptische Frauen, mit denen die Stämme Israels im Lande Gosen eheliche Verbindungen eingegangen waren, zu deuten. Daß ferner die Sitte, nichtisraelitische Weiber zu Frauen zu nehmen, auch nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft bei den Juden noch fortgedauert hat, dieser Schluß ergibt sich aus Stellen in den Büchern Esra¹¹ und Nehemia.¹² Als Ersterer im Jahre 458 v. Chr. Angehörige der Stämme Juda und Benjamin nach Jerusalem zurückführte, fand er daselbst eine Mischung von Israeliten mit Hittitern, Kanaanitern, Pheresitern, Jebusitern, Ammonitern, Moabitern, Aegyptern und Amoritern vor. Sowohl Esra,¹¹ wie Nehemia eiferten gegen die Vermischung des Volkes Israel mit fremden Völkern, und die Häufigkeit der damals üblichen Mischehen ergibt sich aus den Worten des Letzteren: „Ich sah auch zu der Zeit Juden, die Weiber nahmen von Asdod, Ammon und Moab. Und ihre Kinder konnten nicht jüdisch reden, sondern nach der Sprache eines jeglichen Volkes u. s. w.“ Stark müssen auch die fremden Beimischungen zum jüdischen Stamme in der letzten Zeit vor dem Untergange des jüdischen Staates gewesen sein. Jene „Fremden“ und „zeitweilig im Lande sich Aufhaltenden“, über die uns berichtet wird, haben zur Vermischung verschiedener ethnischer Elemente im jüdischen Volke damals sehr erheblich beigetragen. Daselbe gilt auch von jenen Andersgläubigen, die nach Wiederaufbau des Tempels aus Syrien, Griechenland, Palmyra u. s. w. nach Palästina zogen und die, um Jüdinnen heirathen zu können, das israelitische Bekenntniß

annahmen. Groß war damals auch die Zahl der zum jüdischen Glauben übergetretenen Personen, die am Hofe der jüdischen Fürsten eine einflußreiche Stellung einnahmen; dieselben werden im Talmud als „Profelyten der königlichen Tafel“ bezeichnet.¹³ Um hier sogleich einige Bemerkungen über das Verhalten der Juden in einer späteren Epoche — nämlich zur Zeit, wo sie unter römischer Herrschaft standen — anzuknüpfen, so verdanken wir Josephus ausführliche Mittheilungen über die Häufigkeit des Uebertritts zum Judenthum zur Zeit der Römerherrschaft. Unter Tiberius bot der Uebertritt einer vornehmen Römerin den Anlaß zur ersten Judenverfolgung.¹⁴ Die Frauen, welche sich keiner Beschneidung zu unterwerfen hatten, neigten am meisten zum Judenthum, und ebenso, wie in Damaskus zahlreiche Heideninnen zum jüdischen Bekenntniß übertraten, gab es auch in Rom in allen Schichten Anhängerinnen dieses Glaubens. Andererseits beweisen die Edikte, welche gegen die Beschneidung von Nichtjuden erlassen wurden, daß auch Männer übergetreten waren. Im Hinblick auf die soeben erwähnten Thatfachen ist es jedenfalls *cum grano salis* zu nehmen, wenn der römische Geschichtsschreiber Tacitus bemerkt, daß die Juden des römischen Reiches sich nicht mit anderen Völkern vermischt hätten und hinzusetzt: *Alienarum concubitu abstinent*. Daß ein Jude ein Mädchen heidnischen Glaubens zur Frau nahm oder umgekehrt, kam allerdings nicht vor; sobald aber das betreffende Mädchen oder der betreffende Mann zum Judenthum übergetreten war, was nach den geschichtlichen Zeugnissen sehr häufig stattgefunden hat, so war damit das in Rede stehende Ehehinderniß beseitigt. Mit Recht weist auch J. Neubauer¹⁵ darauf hin, daß die in den Schriften der Apostel sich findenden Citate aus dem alten Testamente, insofern sie bei den Empfängern der Episteln eine gewisse Bibelkenntniß voraussetzen, darauf hindeuten, daß beim Beginne unserer Zeitrechnung die Bevölkerung Kleinasiens und

Griechenlands mit jüdischen Volkselementen stark durchseht war. Jene in Rede stehende Mischung verschiedener Rassen im Judenthum wird auch durch eine Stelle im Talmud bestätigt, in welcher gesagt wird, daß die im römischen Reiche zerstreut lebende jüdische Bevölkerung zu derjenigen Judäas sich so verhalte, wie ein Teig, der aus mit Kleie vermischtem Mehl hergestellt wird, zu einem aus reinem Mehl hergestellten Teig, woraus sich also ergibt, daß im besten Falle die jüdische Bevölkerung immer noch als ein Teig d. i. als eine aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzte Masse bezeichnet werden muß.

Was speciell die Vermischung der Juden mit altgriechischen Volkselementen anlangt, so wurden im Alterthum schöne hellenische Frauen und Knaben durch den phönizischen Handel nach Palästina eingeführt. „Die hebräische Sprache hat,“ so bemerkt R. Andree,¹⁶ „ein merkwürdiges Zeugniß aufbewahrt, welches ebensosehr das hohe Alter als den großen Umfang dieses Handels bezeugt. Die Nebenweiber, welche meistens gekaufte Sklavinnen waren, führen nämlich den schon in den ethnographischen Genealogien vorkommenden Namen: „pilegesh“, welches genau das griechische *παλλακίς* ist, aus dem auch das lateinische *pellex* stammt. Im homerischen Zeitalter werden so die erkaufte oder kriegsgefangenen Sklavinnen, welche Nebenweiber waren, genannt; es ist mithin hier der gewöhnliche Fall, daß mit der aus der Fremde kommenden Ware auch die Bezeichnung derselben aufgenommen wird. Und die Hebräer, deren Urväter schon nach der Genesiß ihre Sklaven um Geld aufkauften, haben also im Wege des Handels jene Bezeichnung von den Phöniziern erhalten. Damit ist eine Mischung auch mit griechischem Blute dargethan.“

Um hier noch einiger anderer Thatfachen zu gedenken, die für die uns beschäftigende Frage von Bedeutung sind, so haben auch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera Uebertritte zum Judenthum nicht zu den Seltenheiten gehört. Während

die im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung im südlichen Theile von Mesopotamien wohnenden Juden sich von jeder Vermischung mit fremden Elementen frei erhalten haben, hat sich die jüdische Bevölkerung der südöstlich von Babylonien gelegenen persischen Provinz Chusistan dermaßen mit der dort einheimischen Bevölkerung vermischt, daß fromme Häuser der jüdisch-babylonischen Provinzen sich scheuten, mit chusistischem Jüdinnen ein Ehebündniß einzugehen. Ebenso kam es auch in der am Tigris gelegenen Stadt Machuza zu einer intensiven Mischung der dort wohnenden Juden mit der einheimischen Bevölkerung. Daß im 6. und 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vor dem Auftreten Mohammeds arabische Fürsten und zahlreiche Himjariten zum Judenthume übertraten, ist deshalb von geringerer Wichtigkeit, weil ein den Juden so nahe verwandtes Volkselement, wie das arabische, auf die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Juden wohl kaum einen umgestaltenden Einfluß auszuüben im Stande war; dagegen war es für die Rassenmischung im Judenthume jedenfalls von einiger Bedeutung, daß im 8. Jahrhundert Bulan, der Fürst der Chasaren, zum Judenthum sich bekehrte, was zur Folge hatte, daß es zu einer Mischung der Juden mit dem besagten türkisch-finnischen Stamme kam. Endlich sei hier noch erwähnt, daß in Ungarn vom 11. bis zum 13. Jahrhundert eheliche Verbindungen zwischen Magyaren und Juden ein häufiges Vorkommniß waren. Wenn König Ladislaus der Heilige von Ungarn durch Gesetz vom Jahre 1092 die Ehen zwischen Christen und Juden verbietet, so hatte eine solche gesetzliche Bestimmung nur dann einen Sinn, wenn derartige Ehebündnisse überhaupt vorkamen. Noch im 13. Jahrhundert ist nach einem Berichte, den der Erzbischof Robert von Gran dem Papste erstattete, die Zahl der in Ungarn zwischen den Bekennern des christlichen und jüdischen Glaubens abgeschlossenen Ehen eine sehr beträchtliche gewesen.¹⁷

Aus unseren vorhergehenden Betrachtungen dürfte also zur Genüge hervorgehen, daß die Juden eine Mischrasse, ein aus verschiedenartigen ethnischen Bestandtheilen bunt zusammengewürfeltes Volksthum darstellen, daß dieselben ein Konglomerat bilden, an welchem neben dem präponderirenden semitischen Element das indogermanische und wahrscheinlich auch das mongolische einen nicht unwesentlichen Antheil hat. Was speciell die Beziehungen der Juden zu der indogermanischen Bevölkerung des alten Palästinas (Amoriter) und zu den Griechen des Alterthums anlangt, so würden auch wir, wenn die im vorhergehenden erwähnten biblischen, historischen und sprachlichen Belege für die Vermischung der Israeliten mit Amoritern und Hellenen nicht vorhanden wären, auf das häufige Vorkommen ehelicher Verbindungen zwischen Indogermanen und Juden im Alterthum, bezw. auf außerehelichen geschlechtlichen Verkehr zwischen den besagten Völkern, aus dem Umstande schließen dürfen, daß blonde und blauäugige Juden in den entlegensten Weltgegenden sowohl in Nordafrika, Portugal, Rußland, Kleinasien, Persien, Kurdistan, wie fast im ganzen Orient angetroffen werden, und daß speciell die unter Rudolf Virchows Leitung vorgenommenen statistischen Erhebungen¹⁸ über die Farbe der Augen und Haare der Schulkinder Deutschlands einen Durchschnitt von 11,2 Prozent blondhaariger und blauäugiger Judenfinder, die ziemlich gleichmäßig über das ganze Deutsche Reich vertheilt sind, ergeben haben. Ziehen wir in Erwägung, daß nach der Virchow'schen Statistik die Durchschnittsziffer der Blonden in ganz Deutschland 31,8 Prozent beträgt, so muß die soeben erwähnte Verhältniszahl der blonden Juden als eine relativ bedeutende bezeichnet werden. Das Vorkommen von Blonden beim jüdischen Volke glaubt nun J. C. Prichard¹⁹ auf die Einwirkung der Naturumgebung zurückführen zu sollen. Er nimmt an, daß die Juden

infolge der klimatischen Verhältnisse und der sonstigen Existenzbedingungen in den kühleren Ländern Nordeuropas zum Theil blondhaarig und blauäugig geworden seien, während sie in Ländern mit wärmerem Klima die ihnen eigenthümliche dunkle Haarfarbe, sowie die dunkle Färbung der Augen und der Haut ausnahmslos bewahrt hätten. Ganz abgesehen aber davon, daß die letztere Behauptung nicht zutrifft, indem blondhaarige und blauäugige Juden, wie wir sogleich sehen werden, auch in Ländern mit tropischem oder subtropischem Klima vorkommen, dürfte die obige Theorie, soweit sie sich auf die umgestaltende Kraft der Naturumgebung stützt, auch deshalb nicht haltbar sein, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß die Einflüsse des Klimas und der sonstigen Lebensbedingungen, wenn sie überhaupt eine Umgestaltung ethnischer Charaktere herbeizuführen vermögen, diese Wirkung nur innerhalb außerordentlich langer Zeiträume auszuüben im Stande sind, — innerhalb eines Zeitraumes, im Vergleich zu dem die 4000 bis 5000 Jahre der historischen Entwicklung der Menschheit nur als eine winzige Spanne Zeit erscheinen. Die von Prichard aufgestellte Behauptung, daß die Blondheit der Juden erst seit ihrer Einwanderung in nordische Gegenden infolge der Einwirkung der klimatischen und sonstigen Verhältnisse sich herausgebildet habe, dürfte sich daher wohl kaum aufrecht erhalten lassen. Wenn man ferner erwägt, daß mit den oben erwähnten Ausnahmen die Juden seit dem Beginne der christlichen Aera unter den Völkern Europa's eine isolirte Stellung eingenommen haben und daß erst innerhalb der letzten Jahrzehnte die Zahl der Mischehen eine etwas größere geworden ist, — wenn man diese Umstände in Betracht zieht, dürfte es wohl kaum gestattet sein, die oben erwähnten 11 Prozent blonder Judenkinder auf geschlechtliche Vermischungen, die etwa in neuerer Zeit stattgefunden haben, zurückzuführen, und es bleibt somit nichts anderes übrig, als das relativ häufige

Auftreten der Blondhaarigkeit und Blauäugigkeit unter den heutigen Juden jener Vermischung des jüdischen Volkes mit Indogermanen, wie sie nach unseren obigen Auseinandersetzungen im Alterthume stattgefunden hat, zuzuschreiben. Auch wird es uns kaum in Erstaunen versetzen, wenn wir sehen, daß eine Rassenmischung, die vor Jahrtausenden sich vollzogen hat, noch bei den heutigen Juden in ihren Folgen zur Geltung kommt, da, wie oben bemerkt, die ethnischen Charaktere sich mit außerordentlicher Zähigkeit zu erhalten pflegen, und da gewisse Eigenschaften der Vorfahren, die anscheinend bei den Nachkommen längst erloschen sind, selbst nach Jahrtausenden als „atavistische Erscheinungen“ wieder zu Tage treten.

Um auf die Frage nach der Verbreitung des blonden jüdischen Typus zurückzukommen, so wurde bereits erwähnt, daß blonde und blauäugige Juden in den verschiedensten Ländern und Klimaten angetroffen werden. Schon im vorigen Jahrhundert hat Lemprière, ein französischer Arzt, der längere Zeit in Marokko lebte, die Häufigkeit des blonden Haares, der blauen Augen und des hellen Teints unter den Juden dieses Gebietes hervorgehoben, und bei den Juden Algeriens haben Rozet, Vory de St. Vincent und Broca, bei denjenigen der Regentschaft Tunis hat Wilke die nämliche Thatsache konstatirt.²⁰ Nach Blakesley ist bei den Juden der nordafrikanischen Küstenländer mit dem blonden Haare, den blauen Augen und der hellen Hautfarbe nicht selten eine gerade Nase und ein fast geradliniges Profil kombinirt. An dem Zustandekommen des letzteren hat die Form des Kinnes, welches von dem zurücktretenden Kinne der Juden anderer Länder sich wesentlich unterscheidet, einen gewissen Antheil. Auch soll nach Blakesley die gerade Nase und das geradlinige Profil bei den Juden Nordafrikas um so häufiger vorkommen, je weiter man von Algier aus in

der Richtung nach Osten fortschreitet.²¹ Seine Beobachtungen über die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Juden des Orients faßt der englische Gelehrte G. Wilkinson in folgende Sätze zusammen: „Ich will hier noch den bemerkenswerthen Umstand erwähnen, daß unter den Juden des Orients röthliches Haar und blaue Augen, kombinirt mit einer feinmodellirten geraden Nase, sehr häufig vorkommen; durch diese Eigenthümlichkeiten unterscheiden sie sich von der überwiegenden Mehrzahl ihrer europäischen Glaubensgenossen. Die Kinder im heutigen Jerusalem fallen auf durch ihren hellen rofigen Teint . . . Die gekrümmte Nase, die bei den Juden des Occidents die Regel bildet und die im allgemeinen auch ein Charakteristikum der nichtisraelitischen Bevölkerung des heutigen Syriens darstellt, ist den heutzutage in Judäa wohnenden Juden fremd und scheint auch in alter Zeit dort nicht allzu häufig vorgekommen zu sein.“²² Die Gesichtszüge des Heilands, wie sie in der mittelalterlichen Kunst sich eingebürgert haben, sind nach Wilkinson zurückzuführen auf jenen jüdischen Typus, wie er im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung — als man zuerst den Erlöser biblisch darzustellen versuchte — in Jerusalem vorherrschend war. Blonde Juden — um dieses noch zu erwähnen — fand Pickering in Aken, Beddoe in Brussa, Konstantinopel, an den Dardanellen, sowie in Smyrna, und Bruner Bey konstatarie das Vorkommen des blonden jüdischen Typus in Kurdistan. Wenn auch die unter den portugiesisch-spanischen Juden — den sogenannten Shephardim — gar nicht selten auftretende Blondheit möglicherweise auf jene Rassenmischung zurückzuführen ist, wie sie unter der westgothischen Herrschaft und auch später noch zwischen den Anhängern des jüdischen und christlichen Bekenntnisses auf der Pyrenäenhalbinsel sich vollzogen hat, so berechtigt doch nichts zu der Annahme, daß die unter den Juden des Orients sich findende Blauäugigkeit und Blondhaarigkeit auf einer während

des Mittelalters oder gar erst in neuerer Zeit stattgehabten Vermischung verschiedener ethnischer Elemente beruhe. Vielmehr deuten, wie bereits erwähnt, alle Umstände darauf hin, daß jene Rassenmischung, auf welche die Blondhaarigkeit und Blauäugigkeit der Juden im Orient mit größter Wahrscheinlichkeit zurückzuführen ist, im wesentlichen noch vor dem Beginne der christlichen Aera zu einer Zeit, wo die Juden ein selbständiges Staatswesen bildeten, sich vollzogen hat.

Mit der Auffassung der heutigen Juden als einer aus verschiedenen ethnischen Elementen sich zusammensetzenden Mischrasse steht die Thatsache im Einklang, daß, abgesehen von der im vorhergehenden besprochenen Haar-, Augen- und Hautfarbe, auch hinsichtlich anderer körperlicher Eigenthümlichkeiten nicht nur unter den Juden verschiedener Länder, sondern auch unter denjenigen, welche ein und dasselbe Gebiet bewohnen, nicht unerhebliche Verschiedenheiten nachgewiesen werden können. So weisen von den 67 Juden des russischen Gouvernements Minsk, bei denen W. Dybowsky anthropologische Messungen vorgenommen hat, 19,3 Prozent die Langschädelform (Dolichokephalie), 26,9 Prozent die mittellange Schädelform (Mesokephalie) und 53,8 Prozent die Kurzschädelform (Brachykephalie) auf,²³ während J. Majer und J. Kopernicki aus den von ihnen bei 316 galizischen Juden vorgenommenen Schädelmessungen völlig abweichende Ziffern, nämlich nur 4,6 Prozent dolichokephale, 10,8 Prozent mesokephale und 84,9 Prozent brachykephale Schädel berechnen.²⁴ Den von Majer und Kopernicki vorgenommenen Messungen stehen hinsichtlich ihrer Ergebnisse diejenigen nahe, welche B. Blechmann²⁵ auf Anregung L. Stiedas an 100 vorwiegend aus Litauen, Livland und Kurland stammenden Juden vorgenommen hat. Unter denselben ist die kurze Schädelform mit 86 Prozent, die mittellange mit 11 Prozent und die lange nur mit 3 Prozent vertreten. Daß

Vorkommen sowohl der brachykephalen, wie der dolichokephalen Schädelform bei den von Dybowski gemessenen Juden wird von Stieda als Folge der ethnischen Mischung betrachtet; insbesondere soll auch der Umstand, daß unter den besagten Juden neben Kurzköpfen und Langköpfen eine beträchtliche Anzahl von mittellangen (mesokephalen) Schädeln sich findet, auf „eine schon lang andauernde und erfolgreiche Vermischung beider Typen untereinander“ deuten. Auch die Zahlen Majers und Kopernickis müssen so aufgefaßt werden, daß es sich um die Vermengung zweier verschiedener Typen handelt; doch ist offenbar unter den Juden Galiziens die numerische Ueberlegenheit des brachykephalen über den dolichokephalen Typus eine weit bedeutendere, als bei den Juden des Gouvernements Minsk. Die letzterwähnten Forscher ziehen aus der von ihnen aufgestellten Tabelle nicht allein den Schluß, daß unter den von ihnen gemessenen galizischen Juden zwei verschiedene Typen vertreten sind, sondern sie geben auch an, daß die kurzköpfigen (brachykephalen) Juden im allgemeinen brünett, die langköpfigen (dolichokephalen) Juden gewöhnlich blond seien²⁶ — eine Koïncidenz, die, wenn sie durch fernere anthropologische Untersuchungen bestätigt werden sollte, für die Erhaltung des indogermanischen Elementes im jüdischen Volke einen weiteren Beleg abgeben würde. Was letzteren Punkt anlangt, so dürfen wir bei unseren Lesern wohl als bekannt voraussetzen, daß die mit Blondhaarigkeit, Blauäugigkeit und heller Haut kombinierte Langköpfigkeit ziemlich allgemein als charakteristische Eigenthümlichkeit des germanischen Zweiges der großen arischen Völkerfamilie betrachtet wird. Ebenso, wie Majer und Kopernicki, gelangt auch A. Weißbach zu dem Schlusse, daß im jüdischen Volke zwei verschiedene Rassentypen vertreten sind. Die Ergebnisse der von ihm an 19 lebenden Juden und an einer Anzahl von Judenschädeln ausgeführten Messungen, sowie

die aus der Vergleichung der von anderen Anthropologen vorgenommenen Untersuchungen gewonnenen Resultate faßt Weisbach in die Worte zusammen: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich unter den europäischen Juden zwei verschiedene Schädeltypen vorfinden, nämlich ein dolichokephaler (langköpfiger) mit schmalen Gesicht, mit schmaler, im ganzen großer Nase und dünnen Lippen, und ein brachykephaler (kurzköpfiger) mit breitem Gesicht, niedriger breiter und kleiner Nase und dicken Lippen.“²⁷ Ebenso, wie Weisbach erkennt Karl Vogt zwei Typen bei den Juden an. Derselbe bemerkt: „Man findet hauptsächlich im Norden, in Rußland, Polen, Deutschland und Böhmen einen jüdischen Stamm mit oft rothen Haaren, kurzem Bart, etwas aufgeworfener Stumpfnase, kleinen grauen listigen Augen und von mehr gedrungenem Körperbau, mit rundem Gesicht und meist breiten Backenknochen, der mit manchen slavischen Stämmen, namentlich des Nordens, viel Ähnlichkeit hat. Im Orient dagegen und in der Umgebung des Mittelmeeres, sowie von dort hinaus nach Holland verbreitet, erblicken wir jenen semitischen Stamm mit langem schwarzem Haar und Bart, großen mandelförmig geschlitzten schwarzen Augen melancholischen Ausdrucks, mit länglichen Gesichtern und erhabener Nase, kurz jenen Typus, wie wir ihn in Rembrandts Portraits wiederfinden.“ (Vergl. Karl Vogt, Vorlesungen über den Menschen II., 238). — Der Umstand, daß von gewissen Untersuchern der jüdische Schädel als langköpfig, von Anderen wiederum als extrem kurzköpfig beschrieben wird, — daß z. B. nach Beddoe die in der Türkei wohnenden Juden durch die Länge und Schmalheit ihrer Schädel von allen im Bereiche der osmanischen Herrschaft sowohl in Europa wie in Asien lebenden Völkern sich unterscheiden sollen, während andere Ethnologen, wie z. B. Hamilton Smith, den jüdischen Schädel als einen nahezu kugelförmigen (spherical) bezeichnen,²⁸ — dieser Widerstreit der Meinungen ist am

ungezwungensten darauf zurückzuführen, daß je nach der Verschiedenheit der Rassenmischung unter den Juden verschiedener Gebiete bald die langköpfige, bald die kurzköpfige Schädelform vorherrscht.

Daß wir im heutigen Judenthum eine Mischung verschiedener Typen oder Rassen vor uns haben, — zu Gunsten dieser Annahme spricht ferner der Umstand, daß, abgesehen von den soeben erwähnten Verschiedenheiten der Schädelform, die Angehörigen des Judenthums auch hinsichtlich anderer Eigenthümlichkeiten der Schädel- und Gesichtsbildung sehr erheblich voneinander abweichen. So sind z. B. die von Dybowski und Weisbach für die Höhe und Breite der Stirn der von ihnen gemessenen Juden gegebenen Ziffern erheblich größer als diejenigen, welche Blechmann durch seine Messungen konstatirt hat. So weichen auch die Zahlen, welche die besagten Anthropologen als Maße für den unteren Theil des Gesichtes und die Unterkieferregion (Distanz von der Nasenwurzel bis zum Kinnstachel, Abstand der Unterkieferwinkel voneinander und Länge des Unterkiefers) angeben, ferner die Ziffern, welche den Abstand der Wangenbeinhöcker voneinander und dadurch die Breite der mittleren Gesichtspartie bezeichnen, sehr erheblich voneinander ab. Die Verschiedenheit in dem Abstand der Wangenbeinhöcker, wie sie aus den von Blechmann und Weisbach einerseits, von Dybowski und Kopernicki andererseits angegebenen Ziffern sich ergibt, ist darauf zurückzuführen, daß die beiden erstgenannten Forscher vorwiegend breitgesichtige Juden, die beiden letztgenannten Forscher dagegen Individuen mit langen und ovalen Gesichtszügen gemessen haben. Nicht unerheblich sind auch die Verschiedenheiten, wie sie bezüglich der Breite der Hüften, der Klasterverweite (Entfernung der Mittelfingerspitzen voneinander bei horizontal ausgestreckten Armen)²⁹ und hinsichtlich der die Länge des Ober- und Unterarms und die Oberschenkelänge bezeichnenden Maße

bei Juden festgestellt wurden. Zu erwähnen ist ferner, daß auch bezüglich der Körperlänge der Juden die Angaben der Untersucher erheblich voneinander abweichen. Daß die Juden im allgemeinen als ein Volk von niedriger Statur bezeichnet werden müssen, unterliegt allerdings keinem Zweifel. Als Maß der durchschnittlichen Körpergröße der Juden hat Schulz³⁰ 1637 mm, Weisbach³¹ 1632 mm, Scheiber,³² Kopernicki und Majer³³ 1633 mm, Snigirew³⁴ sogar nur 1611 bis 1612 mm berechnet. Weisbach fand auch, daß unter den im Bereiche der österreichisch-ungarischen Monarchie vertretenen Nationalitäten nächst den Magyaren die Juden die niedrigste Statur aufweisen, und G. Schulz stellte bei Gelegenheit seiner an Angehörigen verschiedener russischer Völker vorgenommenen Messungen fest, daß die von ihm gemessenen russischen Juden sowohl hinter der slavischen Bevölkerung des russischen Reiches, wie hinter den Tscherkessen, Letten, Esthen und Tschuwaschen hinsichtlich der Körpergröße sehr erheblich zurückstehen. Wenn aber auch die Juden im großen und ganzen durch niedrige Statur sich auszeichnen, so gehören doch solche von hohem Wuchs, wie sich Jedermann täglich überzeugen kann, durchaus nicht zu den Seltenheiten. So bemerkt z. B. der englische Ethnologe James,³⁵ daß speciell unter den Juden Wolhyniens große hagere Gestalten häufig vorkommen, und auch Kohl spricht von der langen und hageren Figur der Juden in gewissen Theilen der österreichischen Monarchie. Daß es speciell die Rassenmischung ist, welche auf die äußere Erscheinung und die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Juden einen bestimmenden Einfluß ausübt, wird auch durch jene Beschreibung bestätigt, die C. Koch³⁶ von den Juden der Krim, den sogenannten „Karaim“, liefert. Die Juden dieses Gebietes, wo nachweislich eine Vermischung des jüdischen Elementes mit einem türkisch-finnischen Volksstamme (Khasaren) stattgefunden hat, unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht von

(738)

denjenigen anderer Länder. Sie haben eine kleine und gerade Nase, deren Rücken mit dem Profil der Stirn eine gerade Linie bildet, so daß der Gesichtskontur an diejenigen griechischer Statuen erinnert. Bemerkenswerth ist auch das wenig prominirende Kinn, die Glanzlosigkeit der Augen und der geringe Bartwuchs der in der Krim lebenden Juden, deren Gesichtszüge in gewisser Hinsicht an die Gesichtsbildung der Tartaren erinnern. Ebenso wie die Juden der Krim, sind auch diejenigen anderer Gegenden durch die Geringfügigkeit des Bartwuchses gekennzeichnet, während allerdings bei der überwiegenden Mehrzahl der Juden die Leppigkeit des Bartwuchses auffällt.

Wenn wir im Vorhergehenden gewisse körperliche Eigenthümlichkeiten der Juden als bedingt durch die Rassenmischung, wie sie nachweislich schon vor Jahrtausenden in Palästina und Vorderasien stattgefunden hat, bezeichnet haben, so wäre es andererseits doch unzutreffend, wenn man alle Charaktere des heutigen Judenthums auf die Vermischung verschiedener Rassen-elemente zurückführen wollte. Es unterliegt unseres Erachtens vielmehr keinem Zweifel, daß gewisse körperliche Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der Organisation, welche uns bei den heutigen Juden entgegentreten, keineswegs als eigenthümliche Rassencharaktere aufzufassen, sondern vielmehr im wesentlichen auf die sozialen Verhältnisse, auf die isolirte Stellung, in der sich die Juden Jahrhunderte hindurch befunden haben, und auf den Druck, der so lange auf ihnen lastete, zurückzuführen sind. Jener eigenthümlich stechende Blick, wie er sich bei vielen Juden findet, kann nach Jacobs³⁷ sehr wohl als eine Reminiscenz an jene Zeiten des Druckes und der Verfolgung gedeutet werden, wo die Juden fortwährend nicht nur für ihre Habe, sondern auch für ihr und ihrer Angehörigen Leben besorgt sein mußten. Wenn wir aus den biblischen und historischen Berichten entnehmen, daß die Juden des Alterthums unter der

Führung der Makkabäer den Assyriern wiederholt Niederlagen bereitet und daß dieselben sogar den sieggewohnten römischen Heeren durch ihre Kriegstüchtigkeit sehr viel zu schaffen gemacht haben, und wenn wir aus den Berichten der Reisenden ersehen, daß die als Viehzüchter, Ackerbauer und Handwerker thätigen Juden von Yemen (Arabien) und Kurdistan durch Körpergröße, einen wohlentwickelten Brustkasten und eine kräftige Muskulatur vor ihren europäischen Glaubensgenossen sich auszeichnen, so bedarf es keines Beweises, daß jene im allgemeinen niedrige Statur und der relativ geringe Brustumfang, wie ihn die auf die Untersuchungen Militärpflichtiger sich stützenden statistischen Erhebungen für die heutige jüdische Bevölkerung Deutschlands, Oesterreichs und einiger anderer europäischer Länder ergeben haben, im wesentlichen auf die gesundheitlichen Nachtheile des Ghettolebens, dessen Einwirkung selbst bei den unter günstigeren Verhältnissen lebenden Enkeln und Urenkeln der solchen Einflüssen ausgesetzten Juden noch zur Geltung kommt, — zurückzuführen sind.⁸⁸ Was den letzterwähnten Punkt anlangt, so genügt es, an die, allen sanitären Vorschriften hohnsprechende Beschaffenheit der alten Judenquartiere zu erinnern, so z. B. an die Thatsache, daß in dem Judenviertel von Prag 1786 durchschnittlich 29 bis 30 Personen, 1843 noch 20 bis 21 Personen auf ein kleines Haus kamen, und daß in Frankfurt a. M. im Jahre 1811 von den, eine ganz geringe Grundfläche bedeckenden und zugleich niedrigen Häusern der Judengasse ein jedes durchschnittlich 14 Personen beherbergte. Für die kümmerliche Entwicklung, als welche die im allgemeinen niedrige Statur und der geringe Brustumfang der heutigen Juden Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands aufzufassen sind, muß allerdings auch bis zu einem gewissen Grade der Umstand verantwortlich gemacht werden, daß die Befenner des mosaischen Glaubens in den besagten Ländern verhältnißmäßig häufig in

die Verwandtschaft heirathen. Als eine Folge der Einwirkung sozialer Verhältnisse ist es wohl auch zu betrachten, wenn die in verschiedenen europäischen Ländern angestellten statistischen Erhebungen ergeben haben, daß die Juden durchschnittlich in jüngerem Lebensalter heirathen, als ihre christlichen Mitbürger, und daß uneheliche Geburten und Selbstmorde bei denselben außerordentlich viel seltener vorkommen, als bei den christlichen Bürgern des nämlichen Staates.³⁹ Der größere Kindersegen der jüdischen Ehen beruht einerseits auf der soeben erwähnten frühen Verheirathung, andererseits auf der relativ geringen Sterblichkeit der aus jüdischen Ehen hervorgegangenen Kinder. Wenn die in Preußen und in anderen deutschen Staaten angestellten statistischen Erhebungen für die zwischen Juden und Christinnen, sowie für die zwischen Christen und Jüdinnen abgeschlossenen Ehen eine geringere durchschnittliche Kinderzahl ergeben haben, als für diejenigen, wo sowohl der Mann wie die Frau dem Judenthum angehören, so steht diese Thatsache anscheinend in Widerspruch mit der von den hervorragendsten Gelehrten gemachten Beobachtung, der zufolge bei Rassenkreuzung in der Regel eine zahlreiche Nachkommenschaft erzielt wird. Die in Rede stehende geringe Fruchtbarkeit der besagten gemischten Ehen findet aber wohl darin ihre Erklärung, daß infolge jener sozialen Hindernisse, welche sich dem Abschließen einer Ehe zwischen Christen und Jüdinnen, sowie zwischen Juden und Christinnen entgegenstellen, entweder einer der beiden Ehekontrahenten oder beide zur Zeit, wo sie heirathen, in der Regel schon in vorgerücktem Alter stehen, und daß dementsprechend die geringe Anzahl der aus den betreffenden Ehen hervorgehenden Kinder nicht auf der Rassenverschiedenheit der Ehekontrahenten, sondern auf dem relativ hohen Alter des Mannes, der Frau oder beider beruht. — Die größere durchschnittliche Lebensdauer der Juden, wie sie für England, Deutschland und Deutsch-Oesterreich statistisch festgestellt

wurde, ist keineswegs als eine der jüdischen Bevölkerung zukommende Rasseeigenthümlichkeit zu betrachten, sie beruht vielmehr darauf, daß die Juden des westlichen Europas nur selten Beschäftigungen sich widmen, welche die Gesundheit schädigen oder durch Unfälle das Leben in Gefahr bringen. Ein Unterschied zwischen der Lebensdauer der Juden und der christlichen Bevölkerung läßt sich in solchen Ländern nicht nachweisen, wo — wie z. B. in Galizien und in gewissen Theilen Rußlands — die Juden ein erhebliches Kontingent zum Arbeiterstand stellen.⁴⁰ Einen gewissen Antheil an der für Westeuropa nachgewiesenen längeren Lebensdauer der Juden mag wohl auch der Umstand haben, daß Letztere das Bedürfnis zum Genuß geistiger Getränke weniger empfinden, als ihre christlichen Mitbürger. — Dafür, daß Zwillings- und Drillingsgeburten bei den Juden weit seltener vorkommen, als bei Christen, fehlt es bis jetzt noch an einer zureichenden Erklärung. Die geringere Sterblichkeit der Wöchnerinnen und der Kinder unter 5 Jahren, wie sie für die jüdische Bevölkerung Englands und Deutschlands nachgewiesen ist, erklärt sich aufs ungezwungenste durch die besonders liebevolle Fürsorge und Aufmerksamkeit, welche die, durch einen hochentwickelten Familiensinn sich auszeichnenden Mütter und Väter jüdischen Glaubens ihren Angehörigen zuwenden. Die soeben erwähnte hochgradige Entwicklung des Familiensinnes ist aber ihrerseits wiederum ein Ergebnis früherer sozialer Zustände; der in Bedrückung lebende, vom Staatsleben fast vollständig ausgeschlossen Jude vergangener Jahrhunderte suchte natürlich im Kreise seiner Familie die Freuden, die ihm außerhalb derselben versagt blieben. — Was speciell die jüdischen Frauen anlangt, so mag die strenge Regelung der geschlechtlichen Beziehungen durch das jüdische Gesetz bis zu einem gewissen Grade dazu beitragen, dieselben in guter Gesundheit zu erhalten. Eben darauf beruht es wohl auch, daß nur ein sehr geringer Prozentsatz von

jüdischen Kindern todtgeboren wird. — Während, wie soeben bemerkt, den auf die Regelung der Geschlechtsverhältnisse sich beziehenden Bestimmungen des jüdischen Gesetzes eine hygienische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, ist den diätetischen Vorschriften der jüdischen Religion — wenigstens so weit Deutschland in Frage kommt — eine erhebliche Bedeutung nicht zuzuerkennen, da die aus dem Genuß des Schweinefleisches sich ergebenden Gefahren durch die in den deutschen Staaten gesetzlich vorgeschriebene Fleischschau und die Untersuchung auf Trichinen ausgeschlossen werden.

Wenn man früher eine vermeintliche Immunität der Juden gegen gewisse Krankheiten unter den Rassencharakteren des heutigen Judenthums aufgezählt hat, wenn z. B. hier und da behauptet wurde, daß die Juden von Cholera und Lungenschwindsucht fast regelmäßig verschont bleiben, so haben die in neuerer Zeit auf Grund der Sterblichkeitsregister angestellten statistischen Erhebungen die Unrichtigkeit dieser Behauptung zur Evidenz dargethan. Ebenso, wie die Juden Europas im Mittelalter durch den „schwarzen Tod“ zu Tausenden weggerafft wurden, und ebenso, wie die Juden des Orients beim Auftreten der Pest in den von ihnen bewohnten Ländern niemals verschont bleiben, ebenso haben die Juden Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und anderer europäischer Staaten bei Gelegenheit der während der letzten Jahrzehnte in den betreffenden Ländern grassirenden Choleraepidemien von dieser Seuche nicht weniger zu leiden gehabt, als ihre christlichen Mitbürger.⁴¹ Daß ferner auch die Lungenschwindsucht unter den Juden sehr zahlreiche Opfer fordert, hierfür fehlt es ebenfalls nicht an statistischen Belegen. In Russisch-Polen sind beispielsweise in den Jahren 1877—1880 von den dortigen Rekruten mosaischen Glaubens nicht weniger als 4 Prozent wegen Tuberkulose für militäruntauglich befunden worden.⁴² Daß Taubstummheit und Farbenblindheit bei Juden

häufiger vorkommen, als bei Christen, — dies ist mit höchster Wahrscheinlichkeit auf das oben erwähnte häufige Heirathen in die Verwandtschaft zurückzuführen, während der bei Juden sich findende sehr hohe Prozentsatz von Geisteskrankheiten wenigstens zum Theil auf Rechnung jener geistigen Anstrengungen und Aufregungen zu setzen ist, welche bei dem leicht erregbaren jüdischen Temperament nur zu leicht das seelische Gleichgewicht stören.

Fassen wir die Ergebnisse der vorhergehenden Betrachtungen noch einmal kurz zusammen, so ist es wohl nicht allzugewagt, wenn wir behaupten, daß das Volk Israels sein heutiges Gepräge einerseits der schon vor Jahrtausenden stattgehabten Rassenmischung, andererseits der Einwirkung der sozialen Verhältnisse und der Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Isolirung einer späteren Epoche verdankt. Auch möchten wir zum Schlusse noch darauf hinweisen, daß die Vermischung des semitischen mit dem indogermanischen Elemente, wie sie zufolge unserer obigen Auseinandersetzungen schon 1500 Jahre vor dem Beginne unserer Zeitrechnung in Palästina stattgefunden hat, nicht nur auf die körperliche Beschaffenheit der Juden, sondern allem Anschein nach auch auf die Sitten derselben einen gewissen Einfluß ausgeübt hat. Wenn wir bemerken, daß bei den Juden, wie bei den meisten orientalischen Völkern, ursprünglich die Polygamie allgemein gebräuchlich war, daß aber später an die Stelle der Vielweiberei allmählich die Monogamie getreten ist, und wenn wir erfahren, daß die von babylonischen Kolonisten nach dem entvölkerten Israel übertragene Sitte der Töchterhütten (Sukkoth-Benoth)⁴³ von den Juden verabscheut wurde, so ist diese Sittenreinheit, wie sie die Israeliten in schroffem Gegensatz zu ihren babylonischen Stammverwandten an den Tag legten, mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Einfluß des schon im damaligen Judenthum

enthaltenen indogermanischen Volkselementes zurückzuführen. Die Monogamie, die bekanntlich schon in sehr früher Zeit eine von der arischen Völkerfamilie hochgehaltene Institution bildete, die Auffassung des Weibes als einer dem Manne gleichberechtigten Persönlichkeit, als seiner treuen Gefährtin in Glück und Unglück, — diese spezifisch indogermanische Anschauung hat auch in das jüdische Volksthum insofern Eingang gefunden, als selbst zu einer Zeit, wo die Polygamie bei den Kindern Israels noch allgemein verbreitet war, doch stets nur eine Frau als die Herrscherin im Hause galt und zwischen dieser einen bevorzugten Frau und den Lieblingen des Mannes aus der Klasse der hausgeborenen und marktgekauften Dienerinnen eine tiefe Kluft bestand.⁴⁴ Auch bedeuten die in der heiligen Schrift (Deuter. 24, 1 ff.) enthaltenen Bestimmungen, welche die jüdische Ehescheidung betreffen, jedenfalls einen wichtigen Fortschritt im Vergleich zu der unter den Völkern des Orients ziemlich allgemein verbreiteten Anschauung, die dem Manne ein uneingeschränktes Besitz- und Veräußerungsrecht über das Weib einräumt, — ein Fortschritt im Denken und Handeln, den man wohl auf den bei den Juden zur Geltung kommenden indogermanischen Einfluß zurückführen darf. Auf jener ethnischen Mischung der Juden mit indogermanischen Volkselementen, wie sie nach unseren obigen Auseinandersetzungen in vorchristlicher Zeit stattgefunden hat, beruhen auch wohl gewisse Uebereinstimmungen in den religiösen Ueberlieferungen, auf die man erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden ist. So bildet nach F. Lippert⁴⁵ der indische Jama (iranisch: Jima) nur eine Parallele zu der Gottesgestalt des Abraham, wie sie die Juden der vorjaphitischen Religion (d. i. jener Religion, welche dem ausschließlichen Jehovadienst bei den Juden vorausgegangen ist) gekannt haben. Ebenso, wie Jama als „Fürst der Seligen“, als der „König der Heimgegangenen und Versammler der Menschen im Jenseits“ bezeichnet wird, ebenso finden

wir auch in der Bibel die Vorstellung, daß die Nachkommen Abrahams in seinen Schoß zurückkehren. Auch bilden die Deutung des Namens: „Abraham“ als „König der Höhe“,⁴⁶ sowie die in der Bibel mehrfach erwähnten Brandopfer auf Bergen,⁴⁷ eine Reminiscenz an den unter den Indogermanen weitverbreiteten „Höhenkultus“ d. i. die Sitte, der Gottheit auf Bergeshöhen zu opfern, bezw. die auf Bergeshöhen errichteten Grabdenkmäler als Altäre zu benutzen.

Anmerkungen.

¹ Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing 1881.

² Vergl. die Abhandlung: „The white race of Palestine“ in der englischen Zeitschrift „Nature“ Nr. 979 Vol. 38 (2. August 1888).

³ „Racial Photographs from the Egyptian Monuments“. London 1888. Vergl. ferner Flinders Petrie's Artikel: „The earliest racial portraits“ in „Nature“ Nr. 997 Vol. 39 (6. Dezember 1888).

⁴ Daß die rothe Hautfärbung nicht etwa auf der Ablagerung eines besonderen Pigments, sondern auf dem Durchschimmern der im Zustande der Blutüberfüllung befindlichen Gefäße der Lederhaut durch die oberflächlichste Hautschicht beruht, hat Rudolf Virchow in seiner Abhandlung: „Die Anthropologie Aegyptens“ (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1888 Nr. 10 S. 105 ff.) hervorgehoben.

⁵ A. a. D.

⁶ Vergl. „Remarks on Mr. Flinders Petrie's Collection of Ethnographic Types from the monuments of Egypt.“ Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. 1889. p. 224 und 225.

⁷ A. a. D.

⁸ Vergl. die Abhandlung: „Die Mumien der Könige im Museum zu Bulaq“. (Sitzungsbericht der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 12. Juli 1888.)

⁹ Daß der Sphinx von Tanis ebenso, wie eine unlängst von Naville zu Bubastis ausgegrabene Statue, den Mongolentypus zur Darstellung bringen, hält Rudolf Virchow (a. a. D.) für nicht unwahrscheinlich. In Uebereinstimmung hiermit zieht der englische Anthropologe E. S. Flower aus der Breite der mittleren Gesichtspartie und dem Vorspringen der Wangenbeine bei den in Rede stehenden Statuen den Schluß, daß Mongolen

als Modelle für dieselben gedient haben. Da nun die besagten Denkmäler unzweifelhaft der Hyksos-Periode Aegyptens angehören und da auf der zu Bubastis aufgefundenen Statue der Name und Titel eines Hyksos-Königes nachgewiesen wurde, so erhält hierdurch jene Ansicht eine starke Stütze, der zufolge die Invasion und Eroberung des Pharaonenlandes durch die Hirtenkönige (Hyksos) als einer jener Eroberungszüge aufzufassen ist, wie sie die Mongolenvölker von Zeit zu Zeit nach Westen und Süden unternommen haben. Es würde demnach die Hyksos-Invasion eine Parallele darstellen zu den Eroberungszügen Attilas, Dschingis-Chans und Timurs, aus denen die heutigen Niederlassungen der Magyaren, Finnen und Türken in Europa hervorgegangen sind. Andererseits ist jener Kampf, welcher in Palästina und Syrien zwischen den Semiten (Israeliten) und den Stämmen von mongolischer Abkunft (Hittiter und diesen verwandte Stämme) geführt wurde, wohl nur als eine Theilerscheinung jener Kämpfe aufzufassen, welche überall da stattgefunden haben, wo diese, bezüglich ihrer Kulturentwicklung so sehr aufeinander angewiesenen und doch feindlich sich gegenüberstehenden Rassen aufeinander trafen. Vergl. *Journal of the Anthropological Institut of Great Britain and Ireland* Vol. XVI. p. 377

¹⁰ Nach Wright (*Empire of the Hittites*, London 1885) weisen die auf den Felskulpturen von Karchemisch zur Darstellung gebrachten Personen in ihren Gesichtszügen neben semitischen Charakteren gewisse Eigenthümlichkeiten der mongolischen Rasse auf. Tyler hat darauf aufmerksam gemacht, daß auf gewissen, im Britischen Museum zu London aufbewahrten Skulpturen, welche den Hittitern zugeschrieben werden, zwei verschiedene Typen dargestellt sind, von denen der eine durch mongolische Gesichtszüge und eine Art von Chinesenzopf charakterisirt ist, während der andere die gewöhnliche semitische Gesichtsbildung aufweist. Das letzterwähnte Volk betrachtet der besagte Gelehrte als die Vasallen des mongolischen Volkes. — Die Annahme, daß die Hittiter (Kheta) von mongolischer Abkunft sind, glaubt der englische Gelehrte C. R. Conder auch mit sprachlichen Gründen belegen zu können. Wenn auch die hieroglyphischen Inschriften auf jenen kleinasiatischen Felsendenkmälern, die mit größter Wahrscheinlichkeit den Hittitern zugeschrieben werden, noch nicht entziffert wurden und somit ein genauerer Einblick in die Sprache, welche von diesem frühgeschichtlichen Volke gesprochen wurde, zur Zeit noch nicht ermöglicht ist, so gestatten doch die in altägyptischen Aufzeichnungen uns erhaltenen Eigennamen gewisser, ehemals von Hittitern bewohnter Districten, sowie die in altägyptischen Inschriften verzeichneten Namen hittitischer Fürsten einen allgemeinen Schluß betreffend den Charakter der Sprache, die von diesem Volke gesprochen wurde. Chabas und andere Gelehrte stimmen in der Ansicht überein, daß die Namen der hittitischen Könige weder einer semitischen noch einer arischen Sprache angehören.

Ferner weist Conder darauf hin, daß unter den besagten Herrschernamen Worte sich finden, die auch in der altbabylonischen und altmedischen Sprache — also in Idiomen von turanischer Abkunft — vorkommen und in diesen Sprachen als Bezeichnungen für den Fürsten figuriren, und daß einer der hittitischen Herrschernamen im Etruskischen, das nach der Ansicht gewisser Sprachgelehrter zu den turanischen Sprachen in nahen Beziehungen stehen soll, sich wiederfindet. Weiterhin wird der Umstand, daß in der Sprache der Hittiter der Genitiv dem zugehörigen Nominativ nicht selten vorangeht, — eine Konstruktion, die in den semitischen Sprachen nicht vorkommt, — von Conder als ein Beweis für die Zugehörigkeit der hittitischen Sprache zum turanischen Sprachensystem betrachtet. Auch die religiösen Anschauungen der Hittiter, bezüglich deren die oben erwähnten Felsinschriften gewisse Aufschlüsse liefern, sprechen zu Gunsten der Theorie von der turanischen (mongolischen) Abstammung des besagten Volkes. Endlich werden auch gewisse Eigentümlichkeiten der hittitischen Tracht — so insbesondere jene Schuhe mit aufgerichtetem Schnabel, welche auf den die Hittiter zur Darstellung bringenden Denkmälern sich finden, — von Conder als Beweise für die mongolische Abkunft dieses Volkes angeführt. Vergl. hierüber die Abhandlung Conders: „Hittite Ethnology“ im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland Vol. XVII. 1888 p. 137 ff.)

¹¹ Vergl. Esra Kap. 10, 10—12.

¹² Vergl. Nehemia Kap. 13, 23 und 24.

¹³ Vergl. A. Neubauer „Notes on the Racetypes of the Jews“ im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Vol. XV. 1886 p. 17 ff.

¹⁴ Vergl. H. Andree a. a. D. S. 51.

¹⁵ A. a. D. S. 18.

¹⁶ A. a. D. S. 49 und 50.

¹⁷ Daß auf der Pyrenäenhalbinsel infolge des gewaltigen Druckes, der auf die daselbst wohnenden Juden ausgeübt wurde, ein Theil der Letzteren zum Christenthum übergetreten ist, und daß in Spanien die heimische Bevölkerung bis in die höchsten Kreise eine intensive Mischung mit jüdischem Blute erfahren hat, ist allgemein bekannt. Die getauften Juden (Marannen) zählten in Castilien und Arragonien im 15. Jahrhundert nach Hunderttausenden; sie drangen in die höchsten Staatsämter ein und erlangten durch ihre Reichthümer großen Einfluß; ja es gab in den besagten Provinzen nur wenige angesehenere Familien, die nicht etwas jüdisches Blut in ihren Adern gehabt hätten. (Vergl. Graetz, Geschichte der Juden VIII. 301). Ebenso, wie die Spanier, haben auch die Basken und Portugiesen eine Mischung mit jüdischem Blute erlitten. Auch auf den Balearen hat eine intensive Mischung des jüdischen mit dem eingeborenen

Elemente stattgefunden. Diese Inseln bildeten bereits unter Hadrian das Ziel einwandernder Juden, die im 14. Jahrhundert alsdann zur Annahme des Christenthums gezwungen wurden und den Namen „Anusim“ führten. (Vergl. R. Andree a. a. D. S. 55.)

¹⁸ Vergl. den Gesamtbericht über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder in Deutschland“ im „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, Jahrgang 1885 S. 89 ff. Nach den von Virchow in der „Zeitschrift für Ethnologie“ (Jahrgang 1876 S. 17 ff.) gemachten Mittheilungen weisen, wenn man die Farbe der Augen, des Haares und der Haut gesondert betrachtet, 18,7 Prozent der in Preußen untersuchten Schulkinder jüdischer Konfession blaue, 18,8 Prozent graue und 53,5 Prozent braune Augen auf (im Gegensatz zu 43 Prozent blauer Augen, 32,7 Prozent grauer Augen und 24,3 Prozent brauner Augen bei christlichen Schulkindern in Preußen), während 32,4 Prozent jüdischer Schulkinder in Preußen blondes Haar, 55,5 Prozent braunes Haar, 10,1 Prozent schwarzes Haar und 0,5 Prozent rothes Haar (im Gegensatz zu 72,2 Prozent blondes Haar, 26,1 Prozent braunes Haar, 1,2 Prozent schwarzes Haar bei christlichen Schulkindern in Preußen) besitzen.

¹⁹ Vergl. die Abhandlung von John Beddoe: „On the physical characteristics of the Jews“ in den Transactions of the Ethnological Society of London, Vol. I. New Series p. 222 ff.

²⁰ Ebenda selbst S. 227.

²¹ Ebenda selbst S. 227 und 228.

²² Ebenda selbst S. 228 und 229.

²³ Vergl. die Abhandlung Ludwig Stiedas: „Ein Beitrag zur Anthropologie der Juden“ im „Archiv für Anthropologie“ Bd. XV, S. 61 ff.

²⁴ Ebenda selbst S. 69.

²⁵ „Ein Beitrag zur Anthropologie der Juden.“ Inauguraldissertation von Bernhard Blechmann. Dorpat 1882.

²⁶ Vergl. die oben erwähnte Abhandlung Stiedas S. 69.

²⁷ Ebenda selbst S. 70.

²⁸ Vergl. die oben erwähnte Abhandlung Beddoes S. 223. Die hochgradige Langköpfigkeit der in der Türkei lebenden Juden (Spagnuoli) wird auch von Weissbach (a. a. D.) hervorgehoben.

²⁹ Die Kasterweite der Juden beträgt nach Schulz 101,27 Prozent, nach Blechmann 103,27 Prozent der Körperlänge, während dieselbe bei anderen Völkern erheblich größer ist und bei Litländern 104,5 Prozent, bei Esten und Letten nahezu 107 Prozent der Körpergröße ausmacht.

³⁰ Bulletins de la Classe physico-mathématique de l'Académie de St. Petersburg T. IV. Nr. 15 und 16.

³¹ Körpermessungen verschiedener Menschenrassen," Zeitschrift für Ethnologie 1877 Supplement S. 214.

³² Untersuchungen über den mittleren Wuchs des Menschen in Ungarn. Budapest 1885.

³³ Vergl. die oben erwähnte Abhandlung Stiedas S. 70.

³⁴ Vergl. „Material zur medizinischen Statistik und Geographie Rußlands“ im kaiserl. russischen militärmedizinischen Journal 1878 und 1879.

³⁵ Vergl. Beddoe a. a. D.

³⁶ Die Krim und Odeffa. Leipzig 1854.

³⁷ Vergl. „On the racial characteristics of modern Jews“ im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Bd. XV. p. 39 ff.

³⁸ Daß die niedrige Statur und der geringe Brustumfang, wie er bei den Juden die Regel bildet, bis zu gewissem Grade auf durch ungenügende Ernährung und sonstige ungünstige Verhältnisse bedingte Mangelhaftigkeit der Entwicklung zurückzuführen ist, — dieser Schluß erhält eine Stütze durch die von Blechmann (a. a. D.) mitgetheilte Beobachtung, aus der hervorgeht, daß die russischen Juden im Alter von 20 Jahren allenthalben ungenügend entwickelt und daher sehr häufig militäruntauglich sind, und daß andererseits mit der Zunahme des Alters bei denselben sowohl der Grad der Entwicklung zunimmt, wie auch die russischen Juden bezüglich der Militärtauglichkeit in etwas höherem Lebensalter günstigere Resultate liefern, als im 20. Lebensjahre.

³⁹ Vergl. Jacobs a. a. D. S. 26.

⁴⁰ Ebenda selbst S. 28.

⁴¹ Ebenda selbst S. 30.

⁴² Ebenda selbst S. 31.

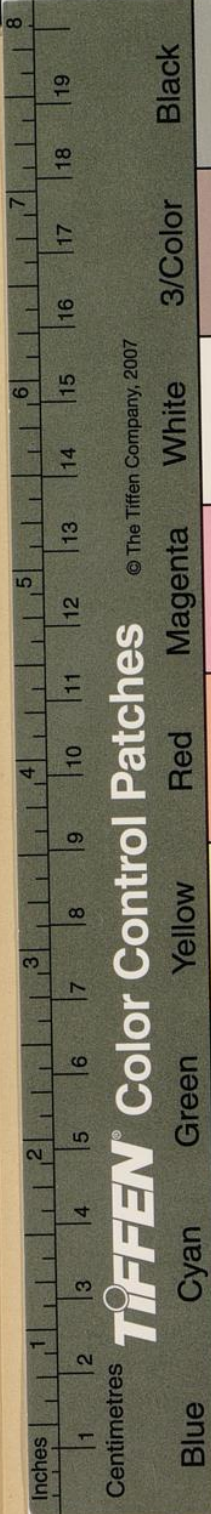
⁴³ Vergl. 2. Buch der Könige Kap. 17, 30; sowie J. Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit. Stuttgart 1887. Bd. II. S. 15. Die Sitte der „Töchterhütten“ oder „Brauthütten“ — von den Eingeborenen der portugiesischen Besitzungen Westafrikas als Casas das tintas bezeichnet — wird noch heutzutage von zahlreichen Naturvölkern aufrecht erhalten. Dieselbe besteht darin, daß die Braut an ihrem Hochzeitstage in einer besonderen Hütte untergebracht wird und sich dort jedem Manne ihres Stammes, der mit einem Geschenk um ihre Gunst wirbt, preisgeben muß.

⁴⁴ Vergl. J. Lippert a. a. D. S. 109.

⁴⁵ Ebenda selbst S. 260.

⁴⁶ Ebenda selbst S. 261.

⁴⁷ Vergl. 3. B. 1. Buch Moße Kap. 22, 2.



edener Menschenrassen," Zeitschrift für
214.
mittleren Buchs des Menschen in Ungarn.

Abhandlung Stiedas S. 70.
medizinischen Statistik und Geographie
kitärmedizinischen Journal 1878 und 1879,

Leipzig 1854.
characteristics of modern Jews" im
Institute of Great Britain and Ireland,

und der geringe Brustumfang, wie er
bis zu gewissem Grade auf durch unge-
ungünstige Verhältnisse bedingte Mangel-
zuführen ist, — dieser Schluß erhält eine
(a. a. D.) mitgetheilte Beobachtung, aus
Juden im Alter von 20 Jahren allent-
aher sehr häufig militäruntauglich sind, und
des Alters bei denselben sowohl der Grad
auch die russischen Juden bezüglich der
herem Lebensalter günstigere Resultate

S. 26.

e Kap. 17, 30; sowie J. Rippert, Kultur-
ert 1887. Bd. II. S. 15. Die Sitte der
n" — von den Eingeborenen der portu-
als Casas das tintas bezeichnet — wird
Naturvölkern aufrecht erhalten. Dieselbe
ihrem Hochzeitstage in einer besonderen
dort jedem Manne ihres Stammes, der
it wirbt, preisgeben muß.
D. S. 109.

ose Kap. 22, 2.

